Tang Shao Yi.

China's neuer Minister des Aeußeren.

Von Emil S. Fischer.

Die erste Aufgabe, die der neu eingeschworene Präsident der Republik Chinas, Li Yuan Hung, durchzuführen hatte, war die Ernennung eines neuen Kabinetts. An die Spitze desselben ernannte er den früheren Kriegsminister Tuan Chi Jui, als Premier oder Staats-Sekretär, der gleichzeitig das Portefeuille des Krieges behielt. Sonst aber ist die Wahl der einzelnen Ressort-Minister zumeist auf Männer gefallen, die sich unter der Regierung des letzten Präsidenten, Yuan Shi Kai, vom politischen Leben zurückgezogen hatten. Besonders auffallend ist es aber für die Außenwelt, daß es dem Präsidenten der Republik gelang, Tang Shao Yi von neuem ins Amt zu bekommen und ihn an die Spitze des Wai Chiao Pu, oder des Auswärtigen Amtes zu stellen, nachdem sich dieser hochbegabte Kantonese in 1912 nach Shanghai ins Ruheleben zurückgezogen, weil er andere politische Ideen als Yuan Shi Kai verfolgte. Damals resignierte Tang Shao Yi von dem Posten des ersten Premiers der neuen Republik.

Tang Shao Yi.

Tang Shao Yi war einer der ersten jungen Studenten, die von China nach den Vereinigten Staaten zu Anfang der siebziger Jahre kamen. Er wurde in eine Privatschule in Springfield, Mass., in die Familie Gardner gesteckt, wo er sich langsam entwickelte und nachdem er genügend Vorschulung gehabt, wurde er in Yale inskribiert. Als er später mit anderen seiner Mitschüler nach China zurückberufen wurde, es war Ende der siebziger Jahre, da erlitt er mit seinen Kameraden Liang Tun Yen und Wan Bing Chung, die gleichfalls nachher sich in ihrer politischen Carriere in China hervorgetan hatten, in einem Teifun an der Südküste Chinas Schiffbruch. Jedoch die drei Chinesen retteten sich, wie durch ein Wunder, auf eine kleine Insel, wo si sich mit Muscheln eine Zeitlang ernährten, bis sie gerettet zurück nach Kanton kamen.

Der Eintritt von Tang Shao Yi in das Auswärtige Amt bedeutet jedenfalls einen mächtigen Umschwung in mancher Hinsicht. Vordem waren in diesem Amte gar viele Kantonesen; auch die meisten der Minister-Posten, wie auch die hauptsächlichen chinesischen Konsularämter hatten zumeist Kantonesen an der Spitze. Wir verweisen nur auf Wu Ting Fang und Sir Liang Chen Tung, die in Washington als chinesische Gesandte fungierten, die mit ihrem Stabe zumeist Kantonesen waren. Ein Umschwung trat aber mit dem Anbeginne der Yuan Shischen Regierungsepoche ein, in der die Kantonesen aus dem Amte des Aeußern fast ganz verschwanden.

Was Tang Shao Yi, diesen fähigen, weitblickenden und seitens der fremden Mächte stets beliebt gewesenen chinesischen Politiker, besonders interessant erscheinen läßt, ist dessen seit Jahrzehnten bekannte Tätigkeit in öffentlichen Aemtern. War doch Tang Shao Yi Sekretär vom Vize-König Li Hung Chang zur Zeit des Boxeraufstandes, zu welcher Zeit eine Gattin Tang Shao Yi's durch ein Geschoß der Alliierten in einem Kellerversteck Tientsins getötet wurde. Zehn Jahre vorher war Tang Shao Yi Gesandtschafts-Sekretär auf der chinesischen Botschaft in Seoul, der koreanischen Hauptstadt, wo zur Zeit Yuan Shi Kai als Minister alles versuchte, um dem aufsteigenden Einfluß Japans in Korea zu parieren und Korea als Vasallenstaat Chinas zu halten. War doch Tang Shao Yi bei einem koreanischen Staatsdiener durch seinen Kollegen, den Leiter des Auswärtigen Amtes von Korea, P. G. Moellendorff, im Momente gerettet worden, als Koreaner den Palast umringten und die anwesenden sonstigen Minister ermordeten. Tang Shao Yi hat diese Tat seinem deutschen Kollegen nie vergessen, denn zur Zeit als zu Weihnachten 1907 der Autor dieser Biographie sich auf einer transsibirischen Reise von Peking nach Berlin befand und sich in Mukden aufhielt, da gab der damals den Posten des Gouverneurs der Provinz Mukden einnehmende hohe Beamte dem Verfasser ein Angebinde, wie Tang Shao Yi sagte, an „Mu Tai-Tai" mit, unter welchem Namen die Witwe des früheren deutschen Staatsmannes und Gelehrten P. G. von Moellendorff gemeint war.

Als in 1894 der politische Umsturz in Ost-Asien begann, indem Japan den Krieg gegen China wegen Korea heraufbeschwor, welcher das kolossale Reich in seinen Grundfesten erschütterte und vor der Welt demütigte, zeigte sich Tang Shao Yi zuerst als fernblickender Politiker. Die Gelüste Japans gingen dahin, China, das Korea beherrscht, dort verdrängt zu sehen. Der Eindruck, den der Krieg Japans gegen China im Reiche der Mitte hervorgerufen, führte im chinesischen Volke zur Anschauung, daß alle Fremde aus China verdrängt werden müßten. Als der Boxeraufstand unterdrückt worden und wieder geordnete Zustände in China zutage traten, da wurde Tang Shao Yi zum sogenannten Zoll-Taotai von Tientsin ernannt, in welch hohem Amte, er im Range gleich nach dem Vize-König der Provinz Chili stand, in der die nördliche Handelsmetropole Tientsin liegt. Der Posten des Zoll-Taotais ist ungefähr dem des Collectors of Port in den Ver. Staaten gleich, nur daß sich an dem chinesischen Posten auch die Verwaltung des Amtes der auswärtigen Angelegenheiten der Provinz anschließt. Dieses Amt brachte Tang in starke Berührung mit den Ausländern in China und er verwaltete es mehrere Jahre hindurch. Da kam dann die Reorganisierung des chinesischen Regierungswesens in der Hauptstadt des Reiches, Peking. Kaiser Kwang Hsue und die große Kaiserin-Witwe beriefen Tang Shao Yi nach Peking an die Spitze des Auswärtigen Amtes, Wai Chiao Pu genannt, oder Tsung Li Yamen bis 1900. Auch hier tat sich Tang sehr hervor, bis es zur Reorganisierung des Regierungssystems in der Mandschurei kam, um dort den Einfluß Rußlands und Japans, nach deren Krieg von 1904/1905, entgegenzutreten und alles daran zu setzen, dieses große Territorium dem Reich zu erhalten. Bei der Verteilung der Aemter der unter einem Vize-König stehenden mandschurischen Provinzen, wurde das Amt des Gouverneurs der Provinz Mukden, mit dem Amtssitze in der gleichnamigen Hauptstadt, Tang Shao Yi übertragen.

Als Tang Shao Yi später nach Peking zurückkehrte, da entsandte ihn der Thron als Spezialbevollmächtigten in großer Mission um die Welt. Tang machte damals dem Präsidenten Roosevelt im Weißen Hause seine Aufwartung und man versprach sich in China gar viel von dem Wirken dieses Diplomaten. Aber da kam zu Ende des Jahres 1908 der Tod der großen Kaiserin-Witwe und der Tod des Kaisers Kwang Hsue. Prinz Chun, der, zum Prinzregenten ernannt, für den so jung auf den Thron erhobenen Kaiser Hsuan Tung nun die Regierungs-Geschäfte in die Hand nahm, sandte bald darauf den als Groß-Sekretär im Staatsministerium wirkenden Satrapen Yuan Shi Kai in den Ruhestand. Damit ging auch die Mission Tang Shao Yi's in die Brüche und er kehrte nach China zurück. Erst als zur Zeit des Ausbruches der Revolution vom 9. Oktober 1911 Yuan Shi Kai wieder vom Prinzregenten ins Amt zurückberufen wurde, um die Revolution zu unterdrücken, zog Yuan Shi Kai von neuem Tang Shao Yi heran, der den Frieden mit den Revolutionären und die Wiedervereinigung der während der Revolution abgefallenen südlichen Provinzen in das Staatsgebiet Chinas zuwege brachte. Dieses Meisterwerk politischer Tätigkeit Tang Shao Yi's ist umso bedeutender, wenn man bedenkt, daß in einer kurzen Spanne Zeit nach dem Ausbruche der Revolution in Wuchang am oberen Yangtsze Strome wie im Lauffeuer die meisten Provinzen südlich des großen Stromes der Centralregierung in Peking abtrünnig geworden waren. Auch in der letzten Phase des politischen Wirkens von Yuan Shi Kai, als er sich zum Kaiser von China erheben lassen wollte und eine neue Dynastie zu errichten versuchte, wurden infolge des politischen Zerwürfnisses wieder eine große Zahl der südlichen Provinzen Chinas abtrünnig. Die meisten Provinzen sind aber wieder im Momente zurückgetreten, als Yuan Shi Kai starb, und Li Yuan Hung die Zügel der Regierung in die Hände nahm. Blos Kanton scheint noch zu zögern. Da aber Tang Shao Yi Kantonese ist, so ist wohl zu erwarten, daß diese Schwierigkeit bald behoben sein wird. In allen diesen Fragen hat aber Tang Shao Yi stets zielbewußt dahin gewirkt, daß dem enormen Blutvergießen ein Ende gesetzt werde. Jedenfalls war es der Erfolg Tang Shao Yi's, der es mit sich gebracht hat, daß 1912 die unter dem Titel Ta Tsing-Dynastie regierenden Mandschu dem Throne Chinas entsagten und Dr. Sun Yat Sen, der zum provisorischen ersten Präsidenten der südlichen Republik ernannt worden, sein Amt an Yuan Shi Kai übertrug. Nachher jedoch trat zwischen den beiden ein Zwiespalt ein, der die Ursache war, daß Tang Shao Yi sich ins Privatleben nach Shanghai, von 1912 ab, zurückzog. Inwieweit aber Tang Shao Yi in den politischen Wirren seit 1912 seine Hand im Spiele hatte, dies läßt sich schwer erklären. Jedenfalls aber war er dagegen, daß sich Yuan Shi Kai die Krone Chinas aufs Haupt setzen sollte, um eine neue Dynastie zu beginnen.

Es ist nun Tang Shao Yi vorbehalten, in diesen schweren Zeiten, wo China von außen so bedrängt wird, alles aufzubieten, daß China in seiner Größe bestehen bleibe. Er weiß, welche Schwierigkeiten ihm entgegenstehen, wenn man bedenkt, daß China in seiner Reformbewegung durch seine so zurückgebliebenen Auffassungen über Klippen hinweg muß, die kaum zu bewältigen sind. Es ist blos zu hoffen, daß Tang Shao Yi lange genug im Amte bleiben wird, um diese herkulische Sache zum Erfolg zu führen.

Was die Ernennungen für die einzelnen Ressort-Ministerien betrifft, so ist nebst dem Premier Tuan Chi Jui, der sich als militärischer Machthaber schon früher auszeichnete und nun als Staatssekretär ernannt ist, auch Hsu Shih Ying als Minister des Innern bekannt, der sich früher als Zivil-Gouverneur Fukiens auszeichnete. Chen Pih Kuan als neuer Marine-Minister war früher Kommandant eines chinesischen Kreuzers, der eine Reise um die Welt gemacht; die neuen Minister für Handel und Ackerbau, Chang Kuo Kan, und für Rechtspflege, Chang Yao Tsang, waren früher Mitglieder des Parlaments; das Erziehungswesen liegt in den Händen von Sung Hung Yi; das Verkehrsministerium wurde Wan Ta Hsie übertragen, der früher Minister in Japan war; Finanz ging an Chin Tao über, einem wohlbekannten chinesischen Fachmann aus amerikanischer Schule.

Deutschlands Entartung.

Der Brunnen englischer Schmähsucht ist anscheinend unversiegbar. So weiß ein Herr Henry de Halsalle in dem Buche „Degenerate Germany" wieder allerlei garstige Dinge von den bösen Deutschen, di: sich von den Engländern durchaus nicht besiegen lassen wollen, zu erzählen. Um zu beweisen, daß die Entartung der Deutschen schon vor Jahrhunderten begonnen habe, zieht der Mann das deutsche Kulturleben des Mittelalters heran und mißt den Geist jener Zeit, die derbsinnliche Lebensfreude, die ränkevollen Kämpfe des Adels und der Bürgerschaft, die um Macht und Besitz geführt wurden, nach den heutigen Auffassungen von Recht und Gesetz. Als ob in dem „Merry Old England" rein paradiesische Zustände geherrscht hätten! Und daß die eine Hälfte des altenglischen Adels im Tower und sonstwo kopflos und die andere Hälfte in der Westminster-Abtei — ohne körperliche Beschädigung — nach intrigenreichen Kämpfen um Macht und Besitz schlummert, das dürfte auch Herrn de Halsalle nicht ganz unbekannt sein. Auch einige statistische Angaben enthält diese Schrift. Der Leser erfährt nämlich, wieviel schwere Verbrechen in England von 1897 bis 1907 und in Deutschland von 1900 bis 1910 begangen wurden. Die unter Deutschland angeführten Zahlen sind die höheren, der Verfasser hat aber zu seinem Vergleich verschiedene Zeitabschnitte gewählt und vergißt auch zu erwähnen, daß Großbritannien 45 Millionen, Deutschland 66 Millionen Einwohner zählt, die angeführten bloßen Zahlen zeigen daher ein vollkommen falsches Verhältnis.

Wer aber dennoch die Entartung der Deutschen bezweifeln sollte, der wird sicher dann alle Zweifel fallen lassen, wenn er durch den Verfasser erfährt, daß die Deutschen öfters ihre Speisen mit dem Messer zum Munde führen, daß sie Kirschkerne auf die Teller spucken und daß im Restaurant befindliche deutsche Ehegatten derart speisen, daß sich der Mann zuerst das Beste von der Portion aussucht und der armen Frau dann den Rest und die Knochen hinschiebt, die sie abknabbern darf. Auch erzählt Herr de Halsalle weiter, daß die Gabel von den Deutschen vor dem Essen zum Reinigen der Fingernägel und nach dem Essen als Zahnstocher benutzt wird, daß die deutschen Gäste in den Hotels der Schweiz und an der Riviera abgesondert, an besondere Tische gesetzt werden, um durch ihre anstößigen Manieren das Empfinden der englischen und französischen Gäste nicht zu verletzen. Das erbarmungswürdigste Geschöpf in ganz Deutschland aber ist der Säugling. Er wird wie eine ägyptische Mumie mit breiten, ellenlangen Bandagen fest umwickelt. Gebadet wird dieses unglückliche Wesen überhaupt nicht, höchstens dann und wann einmal gewaschen. Der Kopf des Säuglings wird mit einer Haube bedeckt, die erst nach zehn Monaten entfernt wird, damit der Kopf zum ersten Male gewaschen werden kann. Die Ausführungen des Herrn de Halsalle werden in dem entarteten Deutschland sicherlich eine vom Verfasser ungewollte Heiterkeit erzielen.

Afrikanische Helden.

Persönliche Erinnerungen von Africanus minor.

I. „Der frumbe Landsknecht."

Es gab eine Zeit in Südwestafrika, die nannte man die „Konquistadorenzeit" oder die Zeit von „Wild-Südwest". Sie umfaßt so ungefähr die ersten drei Jahrzehnte, die dem Tage folgten, an dem die schwarz-weiß-rote Flagge in Angra-Pequena, der heutigen Lüderitzbucht, gehißt wurde. Das war die Zeit, da die Hererostämme noch unbeschränkt ihre riesigen Groß- und Kleinviehherden auf den weiten Steppen weideten, da die Hottentotten noch freie Herren in ihren Jagdgründen waren und unbehindert das Land auf ihren ausgedehnten Raub- und Kriegszügen verheerten, da der weiße Mann noch recht spärlich vertreten war. In dieser Zeit konnte der Händler wohl für das blanke Blech der eben geleerten Konservenbüchse einen ganzen lebenden Hammel eintauschen und der Farmer für eine Flasche Schnaps und eine Handvoll Tabak Ländereien im Umfange eines kleinen deutschen Fürstentumes von dem Häuptling des Stammes, dem der Grund und Boden gehörte, erwerben. Händler und Farmer waren die Urformen der ersten Ansiedler. Zu ihrem Schutze aber ward ihnen von einer weisen Regierung der Soldat gesetzt. Der hatte ein wachsames Auge auf die ewig unruhigen Eingeborenen, vermittelte hier zwischen zwei in bitterer Fehde liegenden Stämmen, strafte da Unbotmäßige mit eiserner Faust und fand — immer zwischen zwei Kriegszügen — noch Zeit zu „verwalten", d. h. Ziegel zu streichen und feste Plätze zu bauen, das Land in Bezirke und Distrikte einzuteilen und natürlich, — was ja die Hauptsache einer ordentlichen Verwaltung ist —, Verordnungen zu erlassen.

Zu den Dreien, dem Händler, dem Farmer, dem Soldaten, gesellte sich dann als vierter der Budiker. Der machte — optimistisch veranlagt, wie sein Geschäft es erfordert — an irgendeinem „Knotenpunkt des Verkehrs" ein „Hotel" auf. Seine Gäste aber schossen mit dem Revolver durch das aus den Brettern leer getrunkener Bierkisten zusammengenagelte Dach, zum Zeichen, daß sie eine neue Runde zu bestellen wünschten. Je zerlöcherter das Dach war, desto behaglicher schmunzelte der Budiker, denn die neue geleerten Kisten Bier lieferten zugleich Material für zahlreiche neue Dächer. Er konnte also „sich vergrößern und anbauen"!

Seltsame Charaktere formte dieses Wild-Südwest. Da lebt z. B. in meiner Erinnerung ein Farmer, dessen äußere Erscheinung den Neid jedes europäischen Landstreichers erweckt haben würde. Man konnte sich nicht gut vorstellen, daß dieser Mann jemals mit Schere, Rasiermesser und Seife in Berührung gekommen war, und seine Kleidung bestand aus nicht viel mehr als einem über der zottigen Männerbrust weit geöffneten, einstmals blauen Wollhemd und einer infolge zahlreicher Flecken und Flicken in allen Farben schillernden Hose. Und doch war dieser Mann ein Dichter — ein veritabler Dichter! Natürlich verfaßte er nicht gerade zarte Liebeslieder voll Jasmindust und silbernem Vollmondschein, sondern allerlei Reimereien voll von einem scharfen Sarkasmus, in denen er Land und Leute und allerlei Erscheinungen des öffentlichen Lebens Südwestafrikas mit viel Witz und Humor geißelte. Wer von den „Alten" erinnert sich nicht der Verse, mit denen er den ersten preußischen Assessor, der von Deutschland nach Südwest kam, begrüßte? Dieser war kein anderer als der spätere Gouverneur v. Lindequist, dessen hervorragenden Fähigkeiten die Kolonie so viel zu verdanken hat. Sein etwas zeremonielles Auftreten aber zog ihm den Spitznamen „der Fürst-Gouverneur" zu und unser Lokaldichter widmete dem von sich etwas eingenommenen Assessor folgendes Sprüchlein:

„O du mein lieber Lindequist,
Wir freuen uns, daß du bei uns bist!
Erst warste nischt — jetzt biste was
Durch dein enormes Tintenfaß.
Und wenn du nur recht lange lebst,
Und immer tüchtig weiter strebst,
Es wirst du täglich weiser;
Ich glaub', du wirst noch Kaiser!"

— — — — — —

Der Zeit von „Wild-Südwest" gehörte auch „der frumbe Landsknecht" an. So nannte man im ganzen Schutzgebiet den Oberleutnant Klipphausen.

Er führte seinen Beinamen mit Fug und Recht. Von baumlanger Gestalt, den breitkrämpigen Schlapphut der Schutztruppe auf dem Haupt, das Gesicht, aus dem ein paar blaue Augen scharf in die Welt blickten, von einem blonden Vollbart umrahmt, gelbe Kanonenstiefel mit großgeräderten, breiten Sporen an den Füßen, so schien er ein Abbild des „frumben Landsknechts" Georg von Frundsberg. Er schwang den Becher wie das Schwert mit Luft, er sang mit schallender Stimme und konnte lachen, daß die Wände dröhnten.

Im Dienst aber war er oft recht ungemütlich. Ich sehe ihn noch auf seinem hohen, braunen Schecken dahinjagen und höre ihn loswettern, wenn in seiner Kolonne oder in dem Viehdepot von Swakopmund, das ihm eine Zeit lang unterstellt war, nicht alles gehörig klappte. Er fauchte den ihm untergebenen Leutnant ebenso rücksichtslos an, wie er den weißen Reiter seiner Truppe auf drei Tage und länger einsperrte. Auf die Köpfe der Schwarzen aber sauste erbarmungslos der anderthalb Meter lange Häuptlingskirri *) nieder, den er statt des Reitstockes stets bei sich trug. Diesen Kirri hatte er einmal dem aufsässigen Hererohäuptling Kajata eigenhändig abgenommen, trotzdem er ganz allein mit nur drei Mann dem von Hunderten von Kriegern umgebenen schwarzen Herrscher gegenüberstand.

Klipphausen war ein Berliner Kind, mit Spreewasser getauft, und mit seiner rauhen Landsknechtsart verband er daher einen schlagfertigen Humor, der sich mit besonderer Vorliebe gegen vorgesetzte Behörden entlud.

Lange Zeit war er Distriktschef von Gobabis, d. h. er verwaltete ein Gebiet von der Größe des Großherzogtums Baden. Hier herrschte er wie ein kleiner König und ließ sich ungern von „höherer Stelle" dreinreden. Alles Schreibwerk war ihm in tiefster Seele verhaßt, und auf neugierige Anfragen aus der Landeshauptstadt Windhuk konnte er recht unwirsche Antworten geben. Einmal wurde er von der Windhuker Intendantur ersucht, sich über den etwas auffälligen Unterschied des Preises, den er für von der Truppe benötigte Treckochsen gezahlt hatte, zu äußern. Prompt schrieb er u. A.**) zurück: „Es gibt hier wie in Windhuk große und kleine Ochsen."

Am wohlsten aber fühlte er sich, wenn er auf der „Pad", d. h. auf der Landstraße, leben und, wie er sich ausdrückte, „sich statt mit dem Lollbette mit den Sternen und dem Wollach" zudecken konnte. Auf seinen zahlreichen Kriegszügen erwarb er sich einen großen Ruf und Respekt unter den Eingeborenen, die ihn als einen gewaltigen Orlogsmann verehrten oder haßten, je nachdem sie ein gutes oder ein böses Gewissen hatten. So beehrte ihn der oben erwähnte Kajata, den er durch die Wegnahme des Häuptlingskirris vor seinem Volke so tief gedemütigt hatte, mit einem glühenden Haß. Das wäre einmal fast verhängnisvoll für Klipphausen geworden. In dem fast undurchdringlichen Dornbusch von Hamakari, in dem die Abteilung des Majors v. d. Heyde am 11. August 1904 dem Ansturm der mehr als zwanzigfachen Uebermacht der Herero standhalten mußte, erblickte Klipphausen während des Gefechtes seinen alten Widersacher Kajata plötzlich wenige Schritte vor sich. Impulsiv sprang er trotz des dichten Kugelregens auf und auf den Häuptling zu, indem er ihn wütend anschrie:

„Kajata, Hund verfluchter, injo, hakahana!" ***)

Der wich einen Augenblick erschreckt zurück, dann aber funkelten seine Augen haßerfüllt, und er befahl seinen Leuten, nicht zu schießen, sondern den „langen Oberlütnant von Gabadis" lebendig zu fangen. Klipphausen erkannte sofort die Gefahr, in die ihn sein Temperament gestürzt hatte, und wandte sich, obwohl zähneknirschend, zur Flucht. Ein Kirriwurf traf ihn am Hinterkopf und verursachte eine leichte Gehirnerschütterung, doch gelang es ihm, der Rache des blutdürstigen Kajata zu entgehen.

Stets war Klipphausen zu allerlei Streichen aufgelegt, besonders die Neulinge, die ins Land kamen, die Grünhörner, legte er gar zu gern hinein. Die Kolonie war voll von Anekdoten, deren Stoff „der frumbe Landsknecht" lieferte.

So stand er eines Tages auf dem Pier in Swakopmund und beobachtete das Ausbooten eines Truppentransportes, der gerade frisch von der Heimat gekommen war. Ein Lieblingsgegenstand seiner Spottsucht waren die jungen Offiziere, die sich im vollen Glanze ihrer Uniform, mit Silbertressen und Lackstiefeln, sonnten, wenn sie den Boden Afrikas betraten. Ihn selbst sah man selten anders als in der Felduniform, ohne Offiziersabzeichen, im weiten Reitermantel und groben Stiefeln. Seine jüngeren, für Afrika noch grünen Kameraden pflegte er daher etwas derb und despektierlich die „Glanzaffen" zu nennen.

Ein solcher „Glanzaffe" erblickte nun bei seiner Landung auf dem Pier von Swakopmund den „frumben Landsknecht" in der einfachen Reiteruniform und rief ihm zu:

„He, Reiter, kommen Sie mal her!"

Klipphausen erfaßte die Situation sofort. Das war ein gefundenes Fressen für ihn. Er baute sich stramm vor dem jungen Leutnant auf.

„Sage mal, mein Sohn," näselte dieser und klemmte sein Monokel ein, „wie heißt das beste Hotel in diesem Nest?"

„Hotel zum Fürsten Bismarck, Herr Leutnant," antwortete Klipphausen in streng dienstlichem Ton.

„Dann nimm mal meine Handtaschen dort und führe mich hin," befahl der frischgebackene Afrikaner.

„Zu Befehl, Herr Leutnant!"

Klipphausen nahm die beiden gar nicht leichten Handtaschen des Leutnants auf und watete durch den tiefen Sand von Swakopmund nach dem „Fürsten Bismarck". Dort angekommen, griff der ahnungslose Leutnant in die Tasche und drückte dem „Reiter" freigebig eine ganze Reichsmark in die Hand.

Der besah sich das Geldstück zweifelnd und bemerkte dann ganz ruhig:

„Herr Leutnant, die Pulle Bier kostet hier eene Mark und fünfzig!"

Dem Leutnant fiel vor Staunen ob dieser Frechheit das Monokel aus dem Auge, dann aber hauchte er den „unverschämten Kerl" an, wie dieser selbst — so versicherte er später — es trotz seiner berüchtigten Grobheit nicht besser hätte machen können. Trotzdem aber verzog er keine Miene, sondern machte auf ein kräftiges „Scheer Dich zum Teufel!" eine stramme Kehrtwendung und verschwand.

Der Marsch durch den tiefen Sand mit den beiden schweren Handtaschen hatte Klipphausen aber Durst gemacht. (Das heißt, eigentlich hatte er immer Durst!) Im Gastzimmer des Hotels tagte gerade der Stammtisch beim täglichen Frühschoppen, und so beschloß er, seine sauer verdiente Mark dort gleich in schönes, kühles Bier umzusetzen.

Am Stammtisch saßen Zivil und Militär einträchtig beisammen. Der alte fidele Wecke, der Seniorchef der bekannten Firma Wecke & Voigts, der Bezirksrichter, die Hauptleute v. Heydebreck und Franke, der Etappenkommandant und andere mehr. Diesem staunenden Publikum zeigte Klipphausen seine schwer erworbene Reichsmark und berichtete, auf welche Weise er soeben seinem „kärglichen Soldatensold" aufgeholfen hätte.

Gerade, als das Zimmer widerhallte von dem dröhnenden Gelächter der Zuhörer, erschien der junge Leutnant auf der Bildfläche und machte den Offizieren am Stammtische seine Verbeugung. Als er aber den „Reiter, den unverschämten Kerl" grinsend zwischen den beiden Hauptleuten, die sich vor Lachen bogen, sitzen und alle Blicke auf sich gerichtet sah, stieg ihm eine böse Ahnung auf und er bekam einen purpurroten Kopf. Klipphausen aber rief ihm zu:

„Immer 'ran, junger Mann! Ick krieg' noch fünfzig Pfennige von Ihnen!"

Er ist später noch, wie Klipphausen sich ausdrückte, ein „ganz ordentlicher Mann" geworden.

Mit den Anekdoten vom „frumben Landsknecht" könnte ich ganze Bücher füllen. Doch mögen diese Zeilen zu seinem Gedächtnis an dieser Stelle genügen.

Zu seinem Gedächtnis. — — —

Heute deckt ihn Rußlands Erde.

„So ging er durch den Todesschlaf
Zu Gott ein als Soldat — und brav."

II. Kurtchen.

„Einjähriger, Sie fahren sofort nach Karibib und melden sich dort beim Zuge des Leutnants v. d. Marwitz!"

Diesen Befehl gab mir an einem der letzten Septembertage des Jahres 1904 der Wachtmeister Gohde von der Etappe Okahandya in Südwestafrika beim täglichen Appell. Ich schnürte also mein Bündel und fuhr nach Karibib. Die preußische Rangliste weist zwar viele des Namens v. der Marwitz auf, aber ich hatte so eine frohe Ahnung, daß dieser Leutnant v. d. Marwitz — — — — —

Kurz und gut: Es war wirklich „Kurtchen!"

Er war der Typ des preußischen Kavallerieleutnants: Keck und ein wenig schnodderig, unverwüstlich und stets zu allen Schandtaten aufgelegt, dabei passionierter Soldat und pflichtgetreu im Dienst. Das alte Wort: „In patriae serviendo consumor", es galt auch für das Geschlecht derer v. d. Marwitz. Der ältere Bruder übernahm nach des Vaters Tod das Majorat in der Mark, „Kurtchen" aber zog getreu der Tradition den blauen Rock der Parchimer Dragoner an und diente seinem König, so wie alle seine Vorfahren getan hatten.

„Wem das Glück nicht in der Wiege
Gut und Eigen zubeschert,
Muß soldieren und im Kriege
Tagewerken mit dem Schwert.
Zweitgebor'ne Ritterkinder
Erben schmales Königreich.
Ziehet, Wolken! Ziehet, Winde!
Roß und Reiter ziehn mit euch!"

Meine Bekanntschaft mit dem Leutnant Kurt v. d. Marwitz stammte von einer Treibjagd auf Rot- und Schwarzwild auf einem mecklenburgischen Rittergut. Denn fügte es der Zufall, daß wir uns öfter trafen, auf den Jagden im Mecklenburgischen und Pommerschen oder auf dem Berliner Asphalt. „Kurtchen" nannten ihn seine Kameraden, „Kurtchen" nannten ihn die kleinen Mädchen und als „Kurtchen" war er allgemein bekannt in der „Welt, in der man sich nicht langweilt". Natürlich, gerade und offen, frisch, liebenswürdig und golden leichtsinnig, war er der Verzug seiner Vorgesetzten, die ihm manches durch die Finger sahen, hatte er keinen Feind unter seinen Kameraden, war er der Abgott der Frauen, deren Herzen er brach, wobei er sich manchmal auch selber die Flügel verbrannte.

Nun hatte uns beide das Schicksal auch hier im dunklen Erdteil wieder zusammengeführt. Und da wir von Berlin her gewohnt waren, die Feste zu feiern, wie sie fallen so begossen wir unser Wiedersehen mit diversen Pullen des edlen Saftes der Champagne.

Im übrigen aber wurde stramm Dienst getan, und Marwitz tummelte seinen Zug schon vor Tau und Tag auf den weiten Flächen bei Karibib und schliff uns die Hammelbeine, daß uns manchmal Hören und Sehen verging. Mich, den „Einjährigen" aber, pfiff er mit besonderer Vorliebe an, denn „im Dienst hörte die Freundschaft auf," wie er sagte.

Eines Nachts wurden wir alarmiert. Unser Zug erhielt den Befehl, sofort nach dem etwa 70 Klm. südlich gelegenen Otjimbingue zu reiten, da die dort ansässigen Bastards sich den aufständischen Hottentotten angeschlossen und die Station genommen haben sollten.

Die Nachricht bewahrheitete sich jedoch nicht. Die Station befand sich noch in Händen der weißen Besatzung, einem Unteroffizier und sieben Mann. Da jedoch Anzeichen von Gärungen unter den Bastards vorhanden waren, ließ Marwitz sie zusammenrufen, stellte sich ihnen feierlichst als Abgesandter des deutschen Kaisers vor und tapezierte ihnen mit Hilfe des Missionars Olpp die Hölle recht schön aus für den Fall, daß sie es sich einfallen lassen sollten, Aufstandsgelüste zu zeigen.

So wurde die wankende Treue der Bastards von Otjimbingue aufs neue befestigt.

Nach Karibib zurückgekehrt, erhielten wir den Befehl zum Vormarsch nach Süden gegen die Hottentotten. Der Zug v. d. Marwitz wurde der 2. Feldkompagnie zugeteilt.

Jetzt wurde es Ernst. Marwitz war glücklich von der Etappe fortzukommen und zur Front zu gehen, um echtes und rechtes Kriegshandwerk zu tun. Er war mit Leib und Seele Feldsoldat.

Es galt, den Oberkapitän der Hottentotten, den alten Fuchs Hendrik Witboi, einzukreisen. Unaufhörlich waren unsere Patrouillen ihm auf der Fährte. Ein gar gefährliches Reiten war es, denn der Feind war so ziemlich über jede unserer Bewegungen unterrichtet, und das Gelände bot nur allzu günstige und zahlreiche Gelegenheiten, unseren meist nur schwachen Aufklärungs-Patrouillen Fallen in Pässen und Schluchten zu stellen und sie durch eine Uebermacht zu vernichten. So manches einfache Holzkreuz im Dornbusch oder zwischen den Klippen unwegsamer Felsgebirge erzählte davon, daß hier ein deutscher Reitersmann sein junges Leben lassen mußte.

Diese Kriegführung erinnerte uns an Coopers Lederstrumpf und die Indianergeschichten von Karl May, die wir als Jungen verschlungen hatten. Im Fährtenlesen suchte einer den anderen zu übertreffen, und wir konnten aus der Asche einer Feuerstelle genau feststellen, ob dort Hottentotten, Herero oder Weiße gelagert hatten.

Bald hatte sich Marwitz den Ruf als einer der verwegensten und erfahrensten Patrouillenführer verschafft, und wenn es eine besonders schwierige Aufgabe zu erfüllen galt, so wurde sie gern ihm übertragen.

So waren wir denn ständig auf Patrouille unterwegs. Fast keiner unserer Ritte lief ohne ein Zusammentreffen mit dem Feinde ab, denn Marwitz suchte den Schlichen und Listen der Hottentotten ein Schnippchen zu schlagen und hatte eine besondere Freude daran, wenn es ihm gelang, einzelne Erkundigungstrupps des Gegners überraschend anzugreifen und zu vernichten.

In dieser Zeit sprach er viel von der Heimat, besonders von seiner Mutter, die er innig verehrte. Auf dem Marsch und im Lager schweiften unsere Gedanken auch oft zurück nach Berlin und unserem dortigen gemeinsamen Freundeskreis. Unserer vergnügten Bummelnächte erinnerten wir uns, unserer Stammtische bei „Siechen" und im „Prinz Wilhelm", der blonden Mieze aus der Union-Bar, die so gerne „Froschhaxen" aß, und der grünen Rasen von Hoppegarten und Karlshorst, wenn die Glocke zum Start läutete und die bunten Jacken der Jockeis oder die Uniformen der Herrenreiter über die Bahn flitzten.

Kehrten wir dann wieder mit unseren Gedanken in die harte, entbehrungsreiche Gegenwart zurück, so fing Kurtchen wohl an ein wenig zu philosophieren. Tiefsinnig betrachtete er einmal die weidenden Treckochsen einer unserer Proviantkolonnen und meinte dann, daß er jetzt erst verstände, warum Mecklenburg den Ochsenkopf im Wappen führe. „Ich habe diese Tiere hier sehr schätzen gelernt," sagte er. „Sie können vier Tage arbeiten, ohne zu saufen. Das Gegenteil habe ich oft bei mir und anderen konstatiert."

Eines Tages erhielt Marwitz wieder den Befehl, Patrouille zu reiten. Es handelte sich um die letzten Aufklärungen für den Angriff auf Rietmond, die Residenz Hendrik Witbois. Zum ersten Male konnte ich nicht mitreiten, da mich eine kleine Verletzung hinderte, im Sattel zu sitzen.

Als die Patrouille aufgesessen war, reichte ich Kurtchen die Hand zum Abschied. Er gab mir einen Zettel.

„Das ist die Adresse meiner Mutter. Wenn mir etwas passieren sollte, lassen Sie, bitte, meine Sachen dorthin schicken."

Ich sah ihn überrascht an. Kurtchen hatte Todesgedanken?

In diesem Augenblick trat Oberst Deimling, der Oberbefehlshaber gegen die Hottentotten, heran.

„Reiten Sie mit Gott, Marwitz!"

Kurtchen wandte sich im Sattel.

„Keine Sorge Herr Oberst! Für mich beten drei Schneider in Berlin," rief er mit fröhlichem Lachen.

Ich sah der Patrouille nach, bis der letzte Mann zwischen den Büschen verschwand.

— — — — — — — — — —

Kurtchen kehrte nicht zurück. Die Patrouille geriet in eine Falle und wurde fast bis auf den letzten Mann abgeschossen. Die wenigen Ueberlebenden berichteten, daß der Leutnant Kurt v. d. Marwitz einen schönen Soldatentod gehabt habe. Die Kugel saß mitten auf der Stirn.

Als die Mutter seinen Tod erfuhr, da schrieb sie in die Chronik des Geschlechts v. d. Marwitz diese schlichten Verse:

„Zu dem großen Gotteskasten,
Wo so viel Opfer ruhn,
Ist die Witwe hingetreten,
Auch ihr Scherflein beizutun.
Ihres Lebens reichste Gabe,
Ihrer Augen Trost und Licht,
Aber ihre ganze Habe
Forderte der Schöpfer nicht.
Manche echt geprägte Münze,
Hat das Leben mir gebracht,
Habe Dank, du güt'ge Vorsicht,
Daß Du mich so reich gemacht."

In diesen Worten lebt der Geist der deutschen Mütter von 1914.

(Schluß folgt.)

*) Kirri ist eine Keule der Herero.
**) u. A. — unter Rückantwort.
***) injo, hakahana ist Herero und heißt: Komm her! Sofort!

Ein Urteil des Herzogs von Avarna.

Anläßlich der Jahreswende der Kriegserklärung Italiens veröffentlicht der Historiker Artur Singer, der Verfasser der „Geschichte des Dreibundes", im Neuen Budapester Abendblatt eine Unterredung, die er mit dem italienischen Botschafter in Wien, Herzog von Avarna, knapp vor dem Ausbruch des Krieges im Jahre 1914 hatte. Der Herzog sagte damals: Der Dreibund ist eines jener Bündnisse, die auf realem Boden der Staatsnotwendigkeiten stehen; ihn aufrechtzuerhalten und zu kräftigen liegt im Interesse aller drei Staaten. Die Zeiten sind vorüber, da die Interessen Italiens über die Alpen führen; Italien hat heute andere Interessen als die klerikalen Bauern im Trentino und am Isonzo; Italiens Interessen liegen im Mittelmeer.

Nach der Ueberreichung der Kriegserklärung ließ der Herzog von Avarna Singer zu sich nach Wien bitten. „Ich habe Sie zu mir gebeten," begrüßte ihn der Herzog, „um mich von Ihnen zu verabschieden. Mir fällt der Abschied sehr schwer. Als wir vor einem Jahr zusammen sprachen, hätte wohl niemand an diese Wendung gedacht, daß ich diese Enttäuschung noch erleben mußte!" Es lag in der Natur der Sache, keine weiteren Fragen zu stellen. Singer fragte nur noch: „Wird Italien auch Deutschland den Krieg erklären?" — „Soweit ich unterrichtet bin," erwiderte der Herzog, „ist in Rom nur die Kriegserklärung an Oesterreich-Ungarn beschlossen. Sie wissen, was Bismarck zu Crispi sagte: Der Weg nach Berlin führt über Wien, vielleicht kann einst der Weg nach Wien über Berlin führen."

— Es gehört oft mehr Mut dazu, seine Meinung zu ändern, als ihr treu zu bleiben.